

Der Rhein

Autor(en): **Mahrer-Disler, Wilhelmine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rheinfelder Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): - **(1955)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Teile der alten Brücke

Der Rhein

Der heimatliche Rhein

Mein erstes mir ins wache Bewußtsein eingedrungenes Erlebnis mit dem Rhein geschah damals, als ich als kleines Mädchen an der Hand meiner Mutter folgsam über die Rheinbrücke trippelte. Wir hatten das erste und helle Teilstück durchquert und betraten das zweite, wo mich nach meinem Kindesempfinden tiefe Dunkelheit umfing, und gleichzeitig ein schreckliches Getöse, Klatschen und Rauschen vom Bretterboden herauf zu kommen schien, so daß ich zitternd vor Angst mich an meine Mutter schmiegte. Sie hob mich beruhigend auf und ließ mich durch die Bretterlucke auf den Rhein hinausblicken. Was ich da sah, war für mich der erste Anschauungsunterricht eines Wunders der Natur. Tiefe, schwere Wasserwogen wälzten sich daher, klatschten hoch zerberstend an den Brückenpfeilern, rauschten schäumend und dröhnend unter der Brücke hinweg, und hochauf spritzte die Gischt, funkelnd im Sonnenschein.

Zunächst war die Auswirkung die, daß ich mich, wenn auch verbotenerweise alltäglich auf der Brücke und bald auch mit andern Kindern auf dem Burgkastell herumtrieb. Unser bevorzugtes Bänklein war am Wasser, nahe der Salmenwage, wo wir dem Fischerbetrieb beiwohnten. Eines Morgens kam etwas ganz Aufregendes in Sicht. Auf breiten, wie uns schien, aus zusammengefügtten Baumstämmen bestehenden Brettern standen mit ausgespreizten Beinen und hohen Stiefeln angetan große Männer. Mit ihren breitrandigen Filzhüten und den langen Stangen, mit welchen sie ihr Floß durch die wilden Wellen steuerten, machten sie uns einen ungeheuerlichen Eindruck. Ich habe in der Folge die Flößer oftmals

vorbeifahren sehen und jedesmal gewünscht, einmal mit ihnen zum Meere fahren zu können.

Immer mehr wurde uns der Rhein zum Gefährten unserer Jugendlust. Über die Pontonboote hinweg machten wir Turnübungen, spielten « Frau Bäsli », liefen barfuß im Sand herum und vergaßen die Schulaufgaben. Manchmal legten die Wäscherinnen ihr Veto ein gegen unser tumultuarisches Gebahren. Sie hatten ihren Standort beim kleinen Rhein-Inselchen. Ihre Waschzuber standen auf kleinen Hockerli, und emsig rieb jede ihre seifenschäumende Wäsche auf dem Waschbrett auf und ab. Wenn sie dann sauber war, wurden alle Stücke — Leib- und Bettwäsche — im Rhein tüchtig durchgespült, hierauf auf dem steinigen Ufer ausgebreitet, etwa mit einem Stein beschwert, und die übrige Prozedur der Sonne überlassen. Gegen den Abend hin konnte man in großen Körben eine trockene, blütenweiße Wäsche nach Hause bringen. Wenn ich dann später in mein frisch angezogenes Bettlein kroch und meine Nase schnuppernd ins Kopfkissen steckte, rief ich meiner Mutter beim Gutenachtsagen vergnüglich nach: « Oh, das schmöggt guet nach em Rhy ! » Ja, ja, das war ein Duft besonderer Art ! Ich wage zu sagen, daß die berühmten Parfumchemiker der Chanel, Dior, Rubinstein ... nichtswürdige Stümper sind, und ihre Parfums höchstensfalls einem eleganten Kleiderwesen den letzten Chic verleihen, unser geliebter Duft aber die gesamthaft eingefangene Rheinseligkeit in sich trug.

Die Rheinbadezeit war angesetzt auf nachmittags 4—5 Uhr für die Mädchen und von 5—6 Uhr für die Buben. Als Aufsichtspersonen walteten die Lehrerinnen für das weibliche und die Lehrer für das männliche Geschlecht. Weder Lehrerinnen noch Lehrer sind jedoch je in eigener Person ins Bad gestiegen. Versammlungsort war der Hauptwachplatz. Je zu zweit marschierten wir in langem Zug zum Tor hinaus. Am Arm eines jeden Mädchens hing ein Körblein oder Täschlein mit Handtuch, Seife und meistens einem schon etwas geflickten Hemdlein. Wenige nur besaßen Badehosen. Rückblickend muß ich gestehen, daß unser Rhein ein

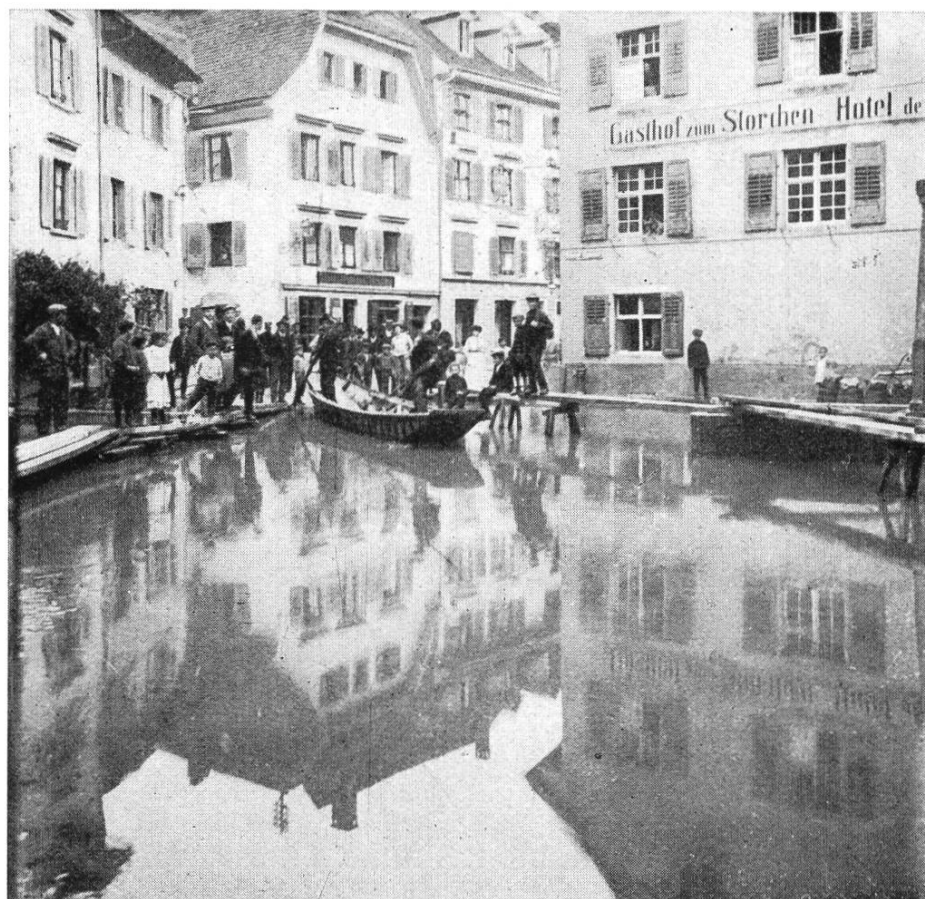
recht schalkhafter Geselle war und inbezug auf die Bademode Erziehungskünste anwandte, die so charmant, frei jeder Prüderie und dennoch voller Liebreiz waren, wie sie kein Menschenhirn ersinnen könnte. Während die Badehosenmädchen in ihren lächerlichen Gebilden von Falbeln, Rüschen und Spitzen bis beinahe zu den Ohren hinauf und von Volants bis zu den Fußknöcheln hinunter beim ersten Untertauchen zu häßlichen Entlein wurden, sorgte der Rhein durch seine kräuselnden Wellen, daß die dürftigen, aus grobem Stoff bestehenden Hemdlein sich blähend auf der Oberfläche hielten. Die Mädchen sahen aus gleich Wasserrosen auf dem Teich. Lieblich die Köpfchen auf den schlanken nackten Hälslein, die Ärmchen ausgestreckt, splitternackt die zierlichen Körperchen, wurden sie beim Auf- und Niedertauchen zu niedlichen Rheinnixchen.

Es kam der Winter 1893/94, und er war kalt, sehr kalt. Der Rhein wurde uns fremd. Die großen Wasserwogen beim St. Anna-loch strömten langsamer, und der Kleine Rhein zeigte uns da und dort Eis. Wir hörten kein Rauschen mehr. Der blaue Himmel überspannte eine eiskalte, totenstille Rheinlandschaft. Ab und zu hörten wir ein merkwürdiges Knistern und Knacken, verursacht durch zusammenprallende Eisblöcke. Die Wasservögel flogen verängstigt hin und her. Plötzlich — über Nacht — war das strömende Wasser des Kleinen Rheines zur blinkenden Eisschicht geworden. Wir standen am Ufer bei den Pappeln und beschauten staunend und sprachlos das Ereignis. Wie konnte nur der Rhein mit dem vielen, vielen Wasser zufrieren wie ein Bach? Aber dennoch, selbst in seiner Eisesstarre blieb er uns gewogen. Zuerst vorsichtig, dann immer kecker tummelten wir uns auf dem grünlich schimmernden Eis. Es herrschte ein gar fröhliches Treiben. Als beim Dunkelwerden an den Sträuchern des Burgkastells Lampions angezündet wurden und die Stadtmusik ihre Weise erschmettern ließ, kannte die Volksbelustigung keine Grenzen mehr. Alle Leute, groß und klein schienen rundlich bis dick. Dicke, schwarze Plüschmützen, braune Biberkappen, wollene Halstücher, zwei- bis dreimal um

die Bubenhäse gewickelt, plumpe Hosen, Tschoppen, Holzschuhe und dicke Strümpfe. Dies war die Kleidung der Jungmannschaft! Und die Mädchen erst! Potztausend! Zwei bis drei Unterröcke, lange, wollene Unterhosen, beinahe bis zum Schuhwerk reichend. Über den dicken Rücken ein plumper Mantel, darüber ein plüschenes Pelerinchen und als Krönung die wollene Kapuze mit den langgestrickten Enden, welche auch zweimal um die Häse geschlungen wurden. Die großen Leute waren ebenso sorglich eingemummelt. Natürlich gab es ja kaum einen Menschen, der, mit dieser Wintertracht angetan, seinen Hals hätte bewegen können. Ein aus andern Zonen hergereister Mann hätte bei unserem Anblick gewiß die Frage gestellt, ob die Leute von Rheinfeldern einer epidemischen Halssteife anheim gefallen seien. Mitten in den Lustbarkeiten mußten wir uns hin und wieder bald am Hals, an den Ohren oder an Beinen kratzen; die Wolle war grob und rau und verursachte Hautbeissen. Wenn ich in irgend einer Gemäldegalerie eines jener herrlichen, humorgesättigten Winterbilder Brueghels antreffe, gedenke ich unserer Rheinfeldern Volksbelustigung auf dem vereisten Rhein im Winter 1893/94.

Die Natur hat ihre Eigengesetzlichkeit, und der Mensch hat sich zu fügen, ob er will oder nicht. Niemals während des Jahres wird uns unsere menschliche Ohnmacht gegenüber dem Element gnadenloser vordemonstriert als bei Überschwemmungen. Wenn bei der Schneeschmelze der Rhein steigt, graugelbe schmutzige Wasserfluten auf ihrem Wege vom Bodensee bis zu uns alles und jedes mit sich reißend, Holz, Stangen, Lumpen, Kleider, Schuhe, ja, sogar tote Tiere, an unseren Blicken vorbeirauschen, und der Pegelstand des Rheines knapp unter dem Straßenniveau liegt, ist für die Anwohner des Rheines die Trost- und Hilflosigkeit angebrochen. Schwer lastete früher jeweils diese Überschwemmungsnot auf den Hausbewohnern der unteren Marktgasse. Wir erinnern uns noch deutlich genug einer überschwemmten « Fröschweid », wo ein Ponton zur Verfügung der Anwohner auf dem Wasser bereit stand.

Doch kehren wir zurück zu jenem Alter, wo die Kinder schon die Ohren spitzen, wenn die großen Leute miteinander sprechen. Wir hörten viel von einem Kanal reden. Sie sagten, es kämen



Überschwemmung der Fröschenweid 1910

viele Leute nach Rheinfeldern, und man habe alsdann auch viel mehr Geld. Mit den Leuten stimmte es. Die italienischen « muratori » kamen in Scharen, manche mit Frauen und Kindern. Sie kamen ans badische Ufer, in jene einsamen Ufermatten, wo wir — ach, so oftmals — aus Sonnenwirbelstielen Halsketten und aus Spitzwegerich zierliche Körbchen verfertigten, wo wir nach dem Blumenpflücken im Grase hockend, mit unsern gelb verfärb-

ten Händen und schwarzen Fingernägeln behutsam Skabiosen, Wiesensalbei, Hahnenfuß, Klee und Zitterli für unsere Mutter zum Bukettli büschelten. Wir fühlten mehr, als daß wir wußten, wie schön es dort war. Warme Sonne, Rheinplätschern, etwa eine Hummel um die Blumen summend und Kindesgeplauder über den Messerturm, von welchem wir in aller Treuherzigkeit einander berichteten, daß darin Hexen, Zigeuner und Räuber von scharfen Messern in kleine Stücke geschnitten würden.

Da, plötzlich waren diese fremden Männer da, wühlten mit Hacken und Schaufeln die Erde auf, bauten Wohnbaracken, und ihre Kinder liefen mit ungeputzter Nase umher. Es wurden Barackenwirtschaften erstellt, aus denen lautes Geschrei und Gejöhle auf die Straßen drang. Aber auch bei uns im Städtchen schien vieles verändert. « Inschinöre » mit ihren Familien wohnten auf der Schweizer Seite, anstelle des Italienischen sprachen sie hochdeutsch, sie hatten gepflegte Kleider, gebärdeten sich aber sehr stolz.

Mitten hinein in diese neugegebene jähe Umgestaltung unserer Gewohnheiten platzte ein Ereignis von so ungewöhnlicher und schmerzlicher Art und Tragweite, welches bei uns allen, groß und klein, jung und alt das ganze tägliche Leben überschatten sollte.

DER BRÜCKENBRAND

am Samstag des 12. Juli 1897

Ein schöner Sommertag! Heiß brannte die Sonne vom tiefblauen Himmel herunter. Wie immer und besonders an den Samstagen herrschte reger Verkehr von beiden Seiten der Rheinbrücke. Bauern, die im Badischen drüben Land besaßen, kamen auf ihren hochbeladenen Heuwagen nach Hause gefahren; Fuhrleute führten Brennholz ins Städtchen; Frauen aus den badischen Dörfern brachten in älteren Kinderwagen Kirschen, Gemüse, Eier und Butter über die Brücke zum Verkauf ins Städtchen. Umgekehrt wanderten Leute heimwärts ins Badische mit den vom deutschen Zollamt als

zollfrei deklarierten 6 Pfund Semmelmehl im Papiersack und dem zollpflichtigen Pfund Kaffeebohnen.

Es ging langsam dem Tagesende entgegen. Da, auf einmal ertönte klagend das Rathausglöcklein, alsogleich alarmierend das Feuerwehrrhorn dazu, und in wuchtiger Schwere schwingend erklangen die altehrwürdigen Glocken vom St. Martinsturm. Schien uns an den kirchlichen Festtagen das harmonische Geläute von eindrucksvoller Feierlichkeit zu sein, so erfüllte uns am unseligen Samstag ihr tiefer, warmer Zusammenklang mit großer Traurigkeit. Allüberall durch die Gassen gellte der Ruf: « Die Rheinbrücke brennt! » Unter dem Glockengeläute strömten die Menschen zum Rhein hinunter, manche weinend. Niemals werden wir, die das hellodernde Feuer, die schwarzen Rauchschwaden, die gegen den Himmel steigenden Flammenbüschel und das Knistern des brennenden Gebälks mit ansahen, jenes Bild der Trauer vergessen können. Stumm stand die ganze Einwohnerschaft und schaute mit Entsetzen zu, wie die brennenden Balken zischend im Rhein versanken. Es müssen 2—3 Stunden gewesen sein, die wir — eine Trauergemeinde — in ehrfurchtsvollem Schmerz verharrend, dem dramatischen Hinsterben unserer geliebten Brücke beiwohnten. Und es war dunkle Nacht, als das Balkengefüge des großen Jochs mit Getöse ins Wasser stürzte und in heller Feuerglut sich langsam fortbewegte. Die Ufer taghell beleuchtend, das Feuer im dunklen Strom sich widerspiegelnd, zog es an unsern Blicken vorbei, schaurig-schön, ja gespenstig! Ein Abschiednehmen von seltenster Eindrücklichkeit! —

Es ist helleuchtend den Rhein hinunter geschwommen an Basel vorbei, wohin? Wir haben am andern Morgen verkohlte Brückenreste angeschaut, mitten hindurch strömten die grünen Wellen des Rheins, unbekümmert um unser schmerzliches Erlebnis.

Monate, ja Jahre hindurch gedachten wir in stiller Wehmut der unwiderbringlich verlorenen lieben Brücke, nicht ahnend, daß uns eine noch um vieles herbere Attacke auf unsere Heimatliebe bevorstand.

Der Kanalbau war beendet und der Rhein? — Er hatte sein altvertrautes Gesicht verloren. Seine daherrollenden, wild aufschäumenden Wellen waren verschwunden. Die schweren Wassermassen, die gleich Sturzbächen tosend beim St. Annaloch vorbei brauseten und unsere Worte verschlangen, waren dahin, dahin auch der Anblick vorüberziehender Flöße. Ein schwacher Abglanz nur von der einstigen Herrlichkeit der Wasserfluten war uns geblieben, bis unser Rhein dann endgültig infolge der Erstellung der Kraftwerke Augst-Wyhlen zum wenig bewegten See wurde.

Der ungebändigte Rhein mit seiner zauberhaften Landschaft, die Brücke, der malerische kraftvolle Steig zum Burgstell, dem einstigen Sitz der mächtigen Grafen von Rheinfelden; — der ganze Zauber einer alten Zeit ist in die Vergangenheit versunken. Als Dokument einer aufstrebenden, neuen Zeit erstand — und steht noch — das an Häßlichkeit nicht zu überbietende Kraftwerkgebäude und die mit ihm verbundene ebenso häßliche Eisenkonstruktionsbrücke.

Doch längst schon war die Kindheit mit dem primitiven Spiel an allen Ecken und Enden des Städtchens und des Burgkastells hinter uns. Der Schulunterricht begann uns zu fesseln, und eines Tages hatte uns die Lesewut in Bann geschlagen. Um den mir mißliebigen Äußerungen meiner Mutter aus dem Wege zu gehen, schlich ich mit etlichen Schmökern im Arm zum geliebten grünen Bänklein bei der Salmenwage. Lange Sommerjahre habe ich jeweils dort lesend gesessen. Ob mit einem Buch am rauschenden Wasser sitzend und ab und zu den vorüberziehenden Wellen nachblickend oder bei der Lektüre am knisternden Kaminfeuer und zeitweise das Spiel der bläulich züngelnden Flämmchen betrachtend, beiden Elementen — Wasser und Feuer — gemeinsam, ist ein merkwürdiges, geheimnisvolles Mitschwingen am Erlebnis des Buches. Gleich dem Bühnenwerk, welches durch das ihm gemäße Bühnenbild erst die volle Wirkung ausstrahlt, so scheint mir, kann eine schöne Prosa oder Lyrik in einer ihr verwandten Naturstimmung erst zum vollendeten Genuß werden.



Der Rhein beim St. Annaloch 1954

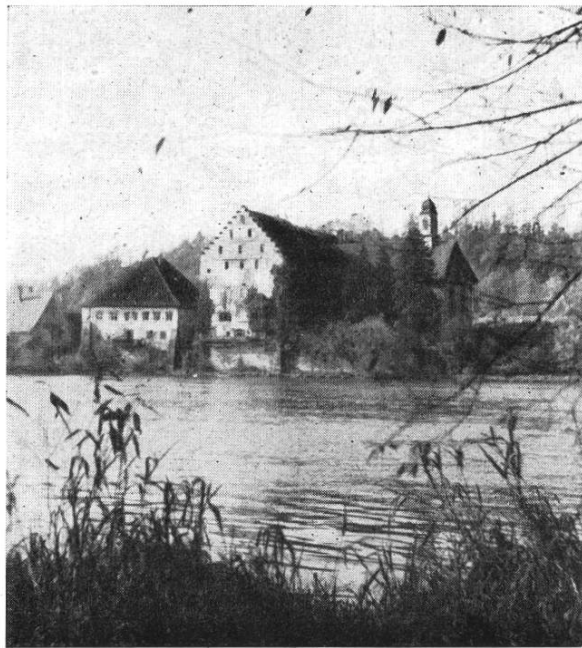
(Aufnahme Isabell Mahrer)

Bald sollte sich zu dieser Schönheit des Lebens eine andere, ebenso schöne gesellen. Die Erkenntnis der Natur auf den Wanderungen durch die Rheinuferlandschaft und unsern herrlichen Forst bis zum malerisch liegenden Fischerdorf Wallbach. Längst schon hatten wir uns abgefunden mit dem Anblick eines neuen Rheines. Ruhig und imposant strömte er nun in seinem breiten Bett an uns vorüber. Herrlich war und ist es, durch das grüne Laubwerk, ganz dicht am Wasser entlang zu schreiten. Schweigsam der Wald und als Wandermelodie das ewige Rauschen des Rheines. Glückliches Wandern, besonders, wenn ein frohes Lied dazu gesungen wird. Ich erinnere mich eines Ferienzünis im Grase sitzend; die nackten Füße im Wellenschlag, sangen wir das schöne Lied von einem kühlen Grunde. Laut schallte es über den Rhein. Als wir das andere schöne anstimmten: « Hab' oft im Kreise der Lieben im duftigen Grase geruht », sangen wahrhaftig die jungen Insassen der Anstalt Beuggen mit uns. Es gab ein Echo von Volksliedern von hüben und drüben, und wir waren alle voller Freude. Viel später sollte ich solche musikalische Fortsetzungen erleben dürfen.

Es kam die Zeit der jungen Liebe. Ich muß sie erwähnen, weil sie zu unserem Rhein gehört. Für junge Liebesleute boten die damals noch schmalen, lauschigen Rheinweglein tausend Möglichkeiten zum Liebesgetändel. Da gab es etwa eine kleine emsige Rheinwelle, die kräuselnd über das Weglein strich. Was lag näher, als daß der zärtliche Liebhaber seinem Mädchen galant die Hand bot zum Sprung über das Bächlein und geradewegs in seine Arme.

Nur zu bald kommt die Nachmittagszeit im menschlichen Leben. Nicht mehr wir sind die Akteure und die Natur unsere Folie. Die Rollen sind vertauscht. Wir hören zu, was die Natur uns zu sagen hat. Die Rheinuferlandschaft wurde uns immer häufiger zum Sonntagserlebnis, bis eines Tages in uns der Wunsch heranreifte, schon in der Morgendämmerung unsere Wanderung zu beginnen, um der vollen Herrlichkeit der Landschaft teilhaftig zu werden. Was wir begannen, haben wir gehalten manche Jahre hindurch. Ich kann nicht beschreiben, in welche Naturschönheiten wir ein-

gesponnen wurden. Gleich nach der dritten Morgenstunde haben wir uns aufgemacht. Beim Eintreten in den Rheinlustwald war alles noch in Dunkel gehüllt, und mit dem Fuße tastend mußten wir uns den Weg suchen. Bald schon begann die graue Dämmerung über den Rhein zu streichen. Tiefes Waldesschweigen, kein Vogel-laut, nur den Wellenschlag zum Geleit, wanderten wir daher, sel-



Die Anstalt Beuggen, ehemals Deutschritterschloß

(Aufnahme Isabell Mahrer)

ber kein Wort sprechend, um diese unendliche Hoheit der Natur-stille nicht zu zerstören. Langsam begann die Dämmerung in ein erstes fahles Frühlicht hinüber zu wechseln. Unser Blick streifte den noch dunklen Rhein. Plötzlich tauchten die Umrisse der Beuggen-Komturei vor uns auf. Und welches Erlebnis! Beim Anblick der vom fahlen Licht eingefangenen Burg fühlten wir uns in ferne Jahrhunderte zurückversetzt in jene Zeit des Deutschritterordens. So einsam, wie sie jetzt im grauen Morgenzwielicht uns erschien, mag sie damals als Ordensburg am einsamen Rheinufer in Wirklichkeit gewesen sein. Eine imposante Stätte der Andacht für die

Ordensbrüder im weißen Gewand mit dem schwarzen Kreuz auf der Achsel.

Weiter wandernd, wurde es heller, hier und dort ein Vogel-pfiff, und bald begann es sich am Waldboden zu regen. Regungslos lauschend erkannten wir, daß die Stille der Nacht gewichen war, und im seltsamen Raunen der Schöpfung ahnten wir das tausendfältige kreatürliche Erwachen. Immer noch heller wurde es, und kaum waren wir im Forst, so begann das grandiose Naturschauspiel. Durch die dicken Stämme der dunklen Tannen drang die Helle vom Grau zum Gelb, zum Orange, plötzlich wurden leuchtende Strahlen sichtbar, und auf einmal blitzte die purpurgoldene Sonne auf und tauchte den ganzen Tannenwald in ein einziges Feuer. Der Tag war erwacht! Allerorts Vogelgezwitscher, Summen, Waldbodenrascheln, Naturlaute mannigfaltigster Art. Die ganze Natur hob an zur gewaltigen Morgensymphonie unter dem führenden Rhythmus des Rheines.

Wenn ich heute der vielen Sommermorgenwanderungen gedenke, so ist nicht eine darunter, die nicht ihren besonderen Reiz gehabt hätte. Immer und immer wieder beschenkte uns die Natur mit neuen Aspekten. Wir bewunderten die hohen alten Laubbäume, unter denen zu gehen, einem wie in einem gotischen Dome zu Mute war. Ganz anderer Art war die Freude, welche uns jener begabte Trompeter der Anstalt Beuggen schenkte, der an jenem 1. Augustsonntag, frühmorgens vor fünf Uhr in die feierliche Schweigsamkeit hinein plötzlich das Lied erklingen ließ: «... dann tritt ganz leise, in seiner Weise der liebe Herrgott durch den Wald». Das Echo, vom Wasser in die Weite getragen, war prachtvoll, gleich einem Dank an den allmächtigen Schöpfer. Solche Erlebnisse schwangen in uns nach, und lockten uns immer wieder in jene entlegenen Rheingefilde.

Anfangs der 20er-Jahre geruhte seine Majestät, der Rhein, uns armseligen Menschen einen Blick zu gewähren in seine Jahrtausende weit zurückliegende Vergangenheit. Sein großes, breites Bett hatte kein Wasser, es lag völlig ausgetrocknet vor uns. Wir haben

alsogleich seiner Einladung Folge geleistet. Ein Schauer demütiger Selbsterkenntnis durchflutete uns beim Anblick seines Urweltgesteins. Wir sind überall herum geklettert, stets von den Gefahren eines Hals- oder Beinbruches umlauert. Wir haben Steinblöcke von phantastischen Formen betrachten können, Steinzacken dolchartig in die Luft ragend mit messerscharfen Kanten, tief unter uns Steinmühlen, welche in unvorstellbar langen Zeiten geformt worden sind, ja man vermeinte die ungeheuer scheußliche Fratze eines Urweltdämons zu sehen. Zwischen dem Gestein sahen wir in tiefer, schmaler Rinne ein Bächlein sich hindurchdrängen. Sein dunkelgrünes Wasser und sein emsiger Lauf ließen auf etwelche Tiefe schließen, und wirklich, das kleine Bächlein hatte seine 6 Meter Tiefe. In hunderttausenden von Jahren hat der Rhein als Plastiker großartigste Kunst hervorgezaubert !

Der Winter 1928/29 brachte uns wieder einmal einen vereisten Rhein. Wieder hörten wir das gewaltige Krachen der zusammenprallenden Eisblöcke. Gewaltige Eismassen schoben sich unter und übereinander und bildeten eine zerklüftete kompakte Masse. Wiederum tummelte sich groß und klein auf dem erstarrten Strom, aber wieviel zweckmäßiger und hübscher waren die Menschen jetzt gekleidet. Trotz der wirklich grimmigen Kälte bot der Rhein das farbenfrohe Bild vergnügter Menschen.

Es besteht kein Anlaß, während der bald darauffolgenden schweren Zeitabläufe des Rheines Erwähnung zu tun. Wohl blieb er, wie immer unser vielgeliebter Strom, der Stolz unserer schönen Heimat. Und wie immer gehörte das Schwimmen im Rhein zum wonnevollen Sommervergnügen, aber zuvorderst in unserm Denken ward er nun zur natürlichen Grenze gegenüber dem Ausland.

Endlich, April 1945, rückte die Rheinbrücke wieder in unser Blickfeld. Wer von uns wird jemals den Strom der Flüchtlinge vergessen, jene abgehärmten, zerlumpten und müden Menschen, die bei uns Einlaß beehrten ? In fortwährendem Pendelverkehr wurden sie von Armeelastwagen von der Brücke weg ins Auffanglager gebracht, wo ihnen nicht nur Nahrung und Lager, sondern

auch freundliche Worte und liebevolle Betreuung zuteil wurden. Angehörige von ca. zwanzig Nationen kamen über unsere Brücke : Russen, Ukrainer, Polen, Italiener, Franzosen, Holländer, Männer, Frauen, Kinder und Säuglinge.

Dazu kam in einer Nacht ein langer Zug von Russen, Marokkanern und andern fremdländischen Menschen, — welche in die für sie bereitstehenden Eisenbahnwagen gebracht wurden zur Fahrt ins Landesinnere. Die französische Trikolore hielt Brückenwache.

Damit kommt uns schlagartig die klare Tatsache zum Bewußtsein, daß der Rhein allen gehört, die an ihm wohnen. Wohl ist er unser Gefährte von der Geburt an bis zum Tode ; an unserem Glück und unserem Unglück rauschen seine grünen Wellen ewiglich vorbei. Aber er ist zugleich auch der Strom der sich ewig wandelnden Völkerschicksale.

Der große Rhein

Eine lange Zeit hat verstreichen müssen, bis das stets lebendige Verlangen, wieder am Rheinufer zu wandern, zur Wirklichkeit geworden ist. Wie einstmals sind wir am einsamen Ufer gesessen und haben den dahineilenden grünen Wellen zugeschaut mit dem trauten Heimatsempfinden, welches uns «Alle am Rhein Geborene» beseelt. Doch an einem Frühsommernorgen ist plötzlich etwas Neues in uns wach geworden. Sind es die großen Geschehnisse des Krieges, daß der Anblick des Rheines mit seinen im breiten Bett majestätisch daherströmenden Wasserwogen uns niemals je zuvor so zwingend in seinen Bann zog, daß wir nur den einen und drängenden Gedanken hegten, dem königlichen Strome auf seiner unvergleichlichen Reise zum Meere hin zu folgen.

Wir haben viel gewagt mit dieser Reise, denn noch liegen viel Schutt und Trümmer allerorts, und die ausgebombten Häuser und Ruinen sind keineswegs ein erfreulicher Anblick. Die Schiffsreise läßt diese Tatbestände jedoch in gemildertem Licht erscheinen. Sie

wird uns überhaupt trotz der vielen Kriegsspuren zum großen Erlebnis. Der Rhein ist nun einmal der Schicksalsstrom Europas, und seiner Führung sich anzuvertrauen, bedeutet einen Geschichtsunterricht genießen von unermesslich hoher Sicht aus über Jahrtausende hinweg.

Kunterbunt geht es zu in unserer Gedächtnisauffrischung, gar nicht in der zeitlichen Reihenfolge wie im Geschichtsunterricht der Schule. Bei Straßburg « der wunderschönen Stadt » sind wir mitten drin im deutschfranzösischen Hader. Aber schon am Spätnachmittag sind wir in der Zeitrechnung um gute Jahrtausende zurückversetzt. Die Stadt Speyer ist vorkeltischen Ursprungs. Römer, Germanen, Alamannen, Hunnen lösten einander ab mit Mord, Brand und wilder Zerstörung, doch gleichzeitig einhergehend erkannten sie mit klugem Sinn das günstige Rheinklima, trieben Ackerbau und pflanzten Weinreben. — Der vom Abendsonnenschein wundersam erleuchtete Kaiserdom spricht jedoch die Sprache einer andern Zeitepoche. Unauslöschlich eingepägt wird uns sein Bild — vom Rhein aus gesehen — bleiben. Je näher wir an ihm vorüberfahren, desto gewaltiger und wuchtiger sind seine Umrisse. Aber weder der riesige Monumentalbau des Domes noch der geschichtliche Glanz haben ihm den Namen « Kaiserdom » gegeben, sondern die feierliche, ehrfurchtheischende Krypta mit den kaiserlichen Särgen, worunter derjenige mit König Rudolf von Habsburg. « Nichts war großartiger, nichts erhabener, nichts in Deutschland und Europa heiliger als diese neun kaiserlichen Säрге, die mit dem Bahrtuch des Schweigens, der Nacht und der Verehrung bedeckt waren ... » (Victor Hugo). Das ist Speyer, wie wir es erleben durften !

Plötzlich sind wir in die Gegenwart gekommen. Man erlaube uns zu sagen : « Der Rhein genießt Hochkonjunktur. » Wir sind im Mannheimerhafen ! Der erste Reisetag ist zu Ende !

Schon gleich am nächsten Morgen sind wir mit munterem Sprung in der sagenhaften Zeit der Nibelungen, am Königshof der Burgunder, bei den Königen Gunther und Giselher und dem grim-

men Hagen, zu Worms, in der Stadt des Helden Siegfried, der Krimhild und der Brunhild. Die Namen, alle, sind uns wohlbekannt aus unserm Geschichtsunterricht. Ebenso gut Bescheid wissen wir, daß «Kaiser Rotbart lobesam zum heiligen Land gezogen kam.» Er, der Hohenstaufen-Kaiser, genannt Barbarossa, ist der Sage nach heute verzaubert im unterirdischen Schlosse im Kyffhäuserberg und muß dort verweilen, bis die alten, krächzenden Raben verschwunden sind. Was wir jedoch bis zu unserm Besuch in Worms nicht gewußt haben, ist seine große Tat, den romanisch-feierlichen Dom erbaut zu haben. Wir wissen auch jetzt erst, daß Kaiser Karl der Große zwei seiner zahlreichen Hochzeiten in Worms gefeiert hat. Die Stadt Worms hat in der Vergangenheit große Berühmtheit erlangt. Glanz, Ruhm und schönstes Christentum hat sie ausgestrahlt über das ganze Erdenrund. Eine große Zahl glänzender Reichstage haben in ihren Mauern stattgefunden, alle überragend der Reichstag von 1521, den Kaiser Karl V. nach Worms berief, wo Dr. Martinus Luther vor allen Herren der Welt seinen Glauben bekannte. Wir sind mit Ergriffenheit vor dem Schrein gestanden, in welchem die Dokumente jenes großen Geschehens aufbewahrt liegen.

An einer Ruinenwand in der Nähe des Domes ist eine eiserne Tafel erhalten geblieben, auf der die feierliche Inschrift steht :

HIER IST EINE DER DENKWÜRDIGSTEN STÄTTEN DES ABENDLANDES,
HIER WAR DER KÖNIGLICHE TEMPELBEZIRK DER RÖMER,
DIE KÖNIGSBURG DER NIBELUNGEN,
DIE KAISERPfalz KARLS DES GROSSEN,
DER Hof DES FÜRSTBISCHOFs VON WORMS,
ZERSTÖRT DURCH DIE FRANZOSEN IN DEN JAHREN 1689 UND 1795,
MEHR ALS HUNDERT REICHS- UND FÜRSTENTAGE FANDEN HIER STATT,
HIER STAND VOR KAISER UND REICH
MARTIN LUTHER

«Das Schiff streicht durch die Wellen.» Im Vorüberziehen grüßen wir die bezaubernd schön daliegende Stadt Mainz mit ihrem weihevollen Dom und den schlanken, hohen Kirchtürmen ihrer

zahlreichen Gotteshäuser, Geburtsort Gutenbergs, Erfinder der Buchdruckerkunst, und « Stadt des Weines » genannt. Bei Eltville gedenken wir des Kirchleins von Kiedrich, einem Juwel von zarten Farben und Gold und einer holdseligen Madonna. Das Entzücken jedes Kunstliebhabers !

Rüdesheim ! Gleich einem Fanfarenton wird uns mit diesem Namen kundgetan, daß wir in der Romantik angelangt sind. Unser genialer Geschichtslehrer, der Rhein, verstummt also gleich mit seinen Erzählungen aus alten Zeiten, von großen Kaisern, edlen Menschentaten, Kriegsfurien, Brandfackeln und erhabenen Domen. Auf lachenden Wellen führt er uns durch die klassische Landschaft des Frohsinns, der Geselligkeit, der Lieder, Gesänge und Hymnen. Der goldenfunkelnde Rheinwein im kristallblitzenden Römerbecher hat das Szepter übernommen. « Freut Euch des Lebens » ist seine Parole. Auf den beidseitigen Hügeln bewundern wir die unübersehbar weiten Rebgele. Edelstes Gewächs mit berühmten Namen, in aller Welt bekannt ! Von den Höhen hüben und drüben grüßen uns stolze Burgen und Burgruinen. Jedes der kleinen Weinstädtchen, an denen wir vorbeifahren, hat seinen Reiz, seine Poesie und seine Lieder. Poeten, Schriftsteller, Musiker haben dieser Landschaft gehuldigt. In unerschöpflicher Fülle ist eine romantische Rheindichtung entstanden. Berühmte Namen klingen in uns auf. Arnim, Brentano, Hölderlin, Mörike, Mendelssohn, Mozart, Goethe, Schiller, Scheffel, Keller, Meyer, Victor Hugo und Heinrich Heine mit seinen von Robert Schumann so herrlich vertonten Liedern. Es wird uns Schweizern mit einem Mal warm ums Herz, wenn wir vorüberziehend aller dieser Gedichte und Lieder gedenken. Haben wir sie nicht daheim in unserer Schule gelernt und gesungen ? Sind sie unserm Volke nicht genau so eigen wie den Deutschen ? Man macht seine Reflexionen. Nicht lange, denn Sonntag ist's ! Das bunte Bild des belebten Stromes fesselt uns. Auf jedem der zahlreichen an uns vorbeigleitenden Schiffe sehen wir fröhliche Menschen, lachend und singend, begleitet von Spielleuten, die ihnen gewiß später am Tag in einer

der vielen Weinschenken zum Tanz aufspielen werden. Immer gleich majestätisch fließt unser Rhein vorbei an Bingen, Aßmannshausen, Lorch, Bacharach, Kaub mit der malerisch vom Rhein umspülten uralten Burg Pfalz, und bald schon nähern wir uns dem Loreleyfelsen und sind — enttäuscht! Ein Berg wie jeder andere. Dem Rat eines netten Deutschen folgend, sind wir späterhin mit dem Auto nach der Kuppe gefahren, wo heute ein großes Campinglager die jungen Leute anlockt. Und siehe da, wie wunderbar! Von der Plattform des vorspringenden Berges ist die Aussicht in die Weite des Stromlaufes herrlich. Die zerklüfteten, steilabfallenden Felsenriffe mit den knorrigen, von den Winden zerzausten Bäumen, in der Tiefe der Rhein, schmal und dunkel scheinend, dazu ein von Wolken verhängter Himmel, schaffen eine wildromantische Naturstimmung. Heinrich Heines Lied von der Loreley ist uns wieder gemütsnah geworden.

Weiter geht die Fahrt an trutzigen, altersgrauen Burgen und türmereichen Schlössern vorbei. Eine Erholungsreise ist es, im tiefen Sessel ruhend, die überraschenden Stromkurven, bald links, bald rechts zu beschauen. Da kommt ganz unerwartet die Lahn und ergießt sich in den Rhein. Später freuen wir uns am malerischen Zusammenfluß mit der Mosel. Die schönliegende Stadt Koblenz mit der auf naher Höhe stehenden mächtigen Feste Ehrenbreitstein fesselt uns schon von weitem. Es kommen Rolandseck, Königswinter, Bad Godesberg, und wir sind in Bonn. Ganz breit ist hier der Rhein, seine Wellen gleiten ruhig vornehm daher und die schönen sehr gepflegten Schiffe tun es ihnen nach. Sie scheinen sich dem Klima der Bundeshauptstadt der Westdeutschen Bundesrepublik anzupassen. Gleich am Ufer steht das imposante, außen und innen dem modernen Stil verhaftete Regierungsgebäude. Prachtvolle Gartenanlagen, von herrlichen Blumenbeeten bunt durchbrochen, bieten mit dem grünen Zusammenklang des Rheines einen wundervollen Anblick. Wir können und wollen uns nicht versagen, schnell einen Blick in Beethovens Geburtshaus zu tun und seinem Standbild beim Münster unsere tiefste Reverenz zu er-

weisen. Und ebenso haben wir der Grabstätte des großen Klavierpoeten Robert Schumann unsern Huldigungsbesuch dargebracht.

Wir sind gegen Abend in Köln angekommen, und überraschenderweise dürfen wir beim Kölner Dom, diesem großartigen Wunderwerk der Gotik einen ebenso schönen Abendsonnenschein erleben wie in Speyer. In das feindurchbrochene Spitzengewebe aus rotem Sandstein leuchtet das Feuer der untergehenden Sonne, und dem Betrachter wird alsogleich klar, daß er vor einem der herrlichsten Dome der Christenheit steht. Eindrucksvoll für immer bleibt uns der Anblick seiner 156 m hohen Türme, sonnendurchleuchtet in den Himmel ragend, und rings um ihn, schon in nächtliches Dunkel gehüllt, ein weites Schutt- und Trümmerfeld. Symbolhaft eine zu Stein erstarrte Hand, nach *oben*weisend !

Den dritten und letzten Reisetag hat unser Strom reserviert, um uns seine Gegenwartsmission aufzuzeigen. Wir sind am Niederrhein angekommen und fahren an den großen Umschlags- und Binnenhafen von Leverkusen-Düsseldorf und Duisburg vorbei. Düsseldorf ist allein schon seiner Königsallee wegen eines Besuches wert. Das Herumflanieren in dieser Straße der Eleganz bietet uns viel Sehenswertes. Die prachtvollen Schaufensterauslagen zeigen eine Fülle schöner und eleganter Dinge. Das Schönste vom Schönen jedoch sind die deutschen Porzellane. In Form und Décor unübertrefflich und äußerst effektiv ausgestellt, ziehen sie den Blick aller Vorübergehenden auf sich. Kein Wunder, daß ein mondänes Publikum, stets dicht gedrängt und bewundernd davor steht. Wir selber haben niemals — in keiner Großstadt — je eine solche Prachtauslage von Porzellanen gesehen. Düsseldorf als Stadt der Kunst und des Theaters par excellence besitzt eine Anziehungskraft nicht nur für Deutsche, sondern auch für Ausländer, woher sie auch immer kommen mögen. Breit und imponierend strömt der Rhein und bietet mit den Vergnügungsbooten und den Frachtschiffen ein außerordentlich belebtes Bild.

Unser Schiff gleitet weiter auf den grünen Wellen. Der schöne Sommertag mit dem klarblauen Himmel, die an uns vorüberzie-

henden buntbemalten Schiffe mit den im Winde wehenden Flaggen, die weite Ebene der Landschaft mit den Pappelalleen, den Windmühlen und den schwarzweißgefleckten Kühen sind uns eine Sinnenfreude ohnegleichen. Es macht uns Spaß, die jeweilige Nationalität der Schiffe festzustellen. Wir bekennen ohne Scheu, ein prickelndes Gefühl von Nationalstolz verspürt zu haben, wenn ein besonders schmucker schöngemalter Frachtkahn mit dem Schweizerkreuz an unserm Auge vorüberzog.

Doch auf einmal kommt mit Wucht eine ganz andere Welt in Sicht. Wir sind in einem der größten Binnenhäfen Europas angelangt, in Duisburg. In der Industrielandschaft mit Hafenanlagen von gewaltigen Ausmaßen! Lagerhäuser, Schlote, riesige Behälter, Silos, Öltanks und hoch in die Luft ragende Aufzugkrane und auf der Wasserstraße die mächtigen Frachtdampfer, die langen Schleppzüge stromauf und stromab bieten einen Anblick, der uns großen Eindruck macht. Welcher Fluß oder Strom könnte wohl als Straße der großen Schiffe diese Weltgeltung haben wie unser Rhein. Von fernen Ländern über die Weltmeere kommen die vielen für uns Europäer wichtigen Gebrauchsgüter, und der Strom bringt sie von Rotterdam in die ihn umsäumenden Länder bis nach Basel. Fürwahr, er erfüllt eine segensreiche Mission im völkerverbindenden friedlichen Handelsverkehr!

Bald wieder umfaßt uns die beseligende Ruhe der Niederrheinlandschaft mit dem weiten Ausblick auf grüne Wiesen, saftige Weiden, Silberpappeln, weidende Kühe, folgsame Schafherden, kleine ewigschnatternde Gänsefamilien, mitunter sogar lustig galoppierende Fohlen und dazu ein Strom, stetig zunehmend an Erhabenheit und Schönheit. Rastlos fließen seine breiten Wogen der ihnen von Ewigkeit her zugewiesenen Endbestimmung entgegen.

Wir sind im Land der mittelalterlichen Frömmigkeit angekommen. In der Weite erblicken wir einen der Domtürme von Xanten. Wir wollen dieser uralten Stadt unsern Besuch abstatten, jedoch nicht nur, weil sie der Sage nach die Heimat Jung Siegfrieds, des Nibelungenhelden und Drachentöters war. Wohl liegt der weihe-



Der Rhein bei Rees 1954

(Aufnahme Isabell Mahrer)

volle St. Viktor'sdom zum großen Teil in Trümmern, aber gleich schon beim Portal steht vor dem dunklen Hintergrund einer Blutbuche eine berühmte Kreuzigungsgruppe von einer niemals gesehenen Lebendigkeit vor unsern Blicken. Man glaubt einem mittelalterlichen Mysterienspiel beizuwohnen. Und wie wir im Dominnern über Schutt und Geröll hinweg in einen kleinen saubern Nebenraum kommen, stehen wir vor einer Reihe von Steinskulpturen von einer uns bannenden Ausdruckskraft. Die viel genannte Spöttergruppe, die Gesichter voller Hohn und Spott auf den leidenden Christus gerichtet, ist eine Darstellung, die dem Beschauer Bangigkeit macht. Aber nicht genug damit! Wir werden gewahr, einer uns bis heute unbekanntem Kunst gegenüber zu stehen, der niederrheinischen Holzschnidekunst, einem unermeßlich reichen Kunstgut. Wir stehen staunend und perplex vor diesen Schnitzaltären, Meisterwerken von Ranken und Blattwerk, in deren Geäst wir die Wurzel Jesse des Stammes David mit seinen Gestalten wahrnehmen oder Darstellungen aus der Passion und dem Marienleben. Jedes Werk aber ist von packender Dramatik. Wir hören die staunenswerte Tatsache, daß diese alten Meister der Holzschnidekunst mit ihren Gehilfen sich an den mittelalterlichen Mysterien- und Handwerksspielen beteiligten und dadurch die hohe Blüte dieser Kunst erreichten. Beim Verlassen des Domes sehen wir an dessen Südseite die Statue des St. Viktor. Trotz seiner Kleidung als römischer Legionär, trotz seiner Heiligkeit sieht er aus wie ein verträumter junger Rittersmann. «Grauen und Zerstörung haben dem Ort nichts von seiner Weihe nehmen können, und wir sind immer noch die Gäste der Heiligen» (Ricarda Huch).

Doch nicht Xanten allein besitzt diesen unerhörten Kunstreichtum. Abgelegener in der Landschaft liegt die eigentliche Kunststätte, in der Stadt Kalkar mit der St. Nikoleikirche. Die Schnitzer von Kalkar haben den Ruhm weit in die Niederlande und den Norden getragen. Wir haben mit der Betrachtung der Kalkaraltäre eine wundervolle Stunde erlebt. Es ist nicht weiter des Staunens wert, wenn neben den vielen deutschen Besuchern zahlreiche Aus-

länder der rheinischen Kunst von Kalkar ihre Bewunderung entgegen bringen.

Weiter geht die Fahrt in der Nähe der ziemlich zerstörten Stadt Kleve mit der Schwanenburg des Ritters Lohengrin vorbei nach Rees. Es fehlen uns die Worte, um die grandiose Schönheit unseres Rheins zu beschreiben. Ein merkwürdiges Wolkengebilde, zeitweilig das Sonnenlicht verhüllend, schuf einen überirdischen Glanz auf die breitströmenden Wellen.

Bei Emmerich, der deutschen Zollstation, überfahren wir die holländische Grenze. Nicht weit davon teilt sich der Rhein in zwei Arme. Wir ziehen an Nijmegen und Dortrecht, reizvollen Orten holländischer Bauart vorüber, sehen da und dort an den Ufern sich drehende Windmühlen. Plötzlich jedoch sind die Ufer wie weggeschwicht, und vor unsern Blicken liegt weit und breit eine von der Sonne bestrahlte, riesige Wasserfläche.

Der Rhein, unser geliebter, heimatlicher Rhein hat uns verlassen. Er ist in seiner Urheimat eingekehrt, im großen Meer!

Mit jähem Ruck stoppt unser Schiff. Wir sind im Hafen von Rotterdam.

Wilhelmine Mahrer-Disler

Weiteres zum Abbruch des Schwibbogens

Vorbemerkung. Das « Neujahrsblatt » hat letztes Jahr in Kürze die Schwibbogengeschichte erzählt unter Beifügung einiger Aktenauszüge. Raumeshalber mußten einige Akten beiseite gestellt werden, die nun aber auch folgen sollen, teils weil sie die damaligen Verkehrsverhältnisse besonders gut beleuchten, teils Beispiele für die Art und Weise des Verkehrs zwischen Gemeinde- und Staatsbehörden in jener Zeit sind.

Redaktion

Aus der Darstellung des Gemeinderates 1838 :

Das Pflaster ist, wir dürfen es ohne Anmaßung behaupten, das schönste im Kanton ; eine breitere Straße als unsere Kaiserstraße